

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Kinder der Seele [Fortsetzung]
Autor: Goeringer, Irma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574265>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Ammersee (Bayern). Nach Kohlenzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Ende Mai hatte man in Großwerdau die Taufe des kleinen Heinz gefeiert — nun brannte die Augustsonne, und Rainer wollte einige Wochen mit Hilbe, die während des Sommers sehr schmal und blaß geworden war, in die Schweiz reisen.

„Meine Frau ist überarbeitet,“ sagte er zu Frei. „Es ist lächerlich, wie sie sich abgeschafft hat. Ich habe noch nie bei einem weiblichen Wesen solch wütenden Bildungstrieb angetroffen. Sie stellt mir manchmal Fragen, daß ich mir vorkomme wie ein Ignorant. Dabei macht sie unglaubliche Fortschritte im Gesang. Eigentlich schade, daß die Mitwelt nichts von ihrer Stimme hat! Ich komme mir zu Zeiten vor wie ein Dieb, der einen Edelstein stiehlt und ihn in einer Höhle versteckt.“

Frei und Hilbe wechselten einen raschen Blick. Dann sagte Frei harmlos:

„Nun, wenn dich dein Gewissen drückt, dann erlöse dich doch! Daß deine Frau, wenn sie fertig ausgebildet ist, öffentlich aufzutreten!“

„Und von jedem Skribifax hubeln und von jedem Laffen begaffen und von den Agenten an den Meistbietenden verschachern! Jawohl! Fiele mir ein! Dafür ist sie mir zu schade, dafür habe ich meine Frau viel zu lieb!“

Rainer ereiferte sich so sehr und wurde so wütend, daß in Frei der Verdacht aufstieg, er habe etwas von Siegels Plan erraten und im Stillen darunter gelitten.

Hilbe sagte gar nichts. Sie schlug ein paar Akkorde an, und als Rainer auf einen Augenblick das Zimmer verließ, rief sie Frei ans Klavier.

„Ich weiß jetzt, daß ich singen will; ich weiß, daß ich es muß, wenn mein Leben in Wahrheit schön sein soll. Aber ob ich singen werde, . . . das . . . kann ich erst sagen, wenn wir von der Reise zurück sind.“

Frei war äußerst betroffen. In den langen Sommerwochen hatte Hilbe kein einziges Wort über ihre Absichten gesagt. Sie war stets gleichmäßig heiter, wenn er sie sah, und er hatte nichts davon geahnt, daß sie schon wußte, was sie wollte. Und dabei schien doch

noch ein letzter Zweifel in ihr zu sein, der sie hinderte, eine Aussprache mit ihrem Mann herbeizuführen.

Frei wurde nicht recht klug daraus. Seine Augen fragten deutlich und dringend nach einer nähern Erklärung.

Aber Hilbe wehrte lachend ab:

„Nein, nein, ich sage nichts mehr! Sie haben so lange Geduld gehabt, warten Sie noch ein Weilchen! Dann sollen Sie auch der erste sein, der etwas Bestimmtes erfährt!“

* * *

Drei Wochen waren Rainers in der Schweiz, als Frei ein Telegramm erhielt, das die Ankunft der Freunde auf den Abend ansetzte. Auf dem Weg zum Bahnhof begegnete er Dr. Saling. Sie verabredeten ein Rendezvous in einem Café, wenn Frei das Ehepaar begrüßt hatte. Siegel sowohl wie Saling hofften, daß auf der Reise die Entscheidung gefallen wäre und daß Rainer sich sofort aussprechen würde.

Mit einigem Herzklopfen wartete Frei auf das Einlaufen des Zuges. Er sorgte sich um Hilbe und auch um seinen Freund, dem ein schweres Opfer zugemutet werden sollte.

Aber als Rainer vor ihm stand, braungebrannt und vergnügt, als er Hilbes Hand küßte und ihre heitere Begrüßung erwiderte, konnte er nichts entdecken von Seelenkämpfen und Herzensnot. Und doch schien ihm irgendetwas anders als sonst.

Stumm hörte er Rainers begeisterte Schilderung der Alpen und seines vorzüglichen Hotels mit an, stumm musterte er immer wieder Hilbes Gesichtchen, dessen Ausdruck ihm sanfter schien und — ja — kein Zweifel — auch glücklicher.

Als sie zu Hause ankamen, ging Hilbe gleich ins Schlafzimmer, um sich vor Tisch umzukleiden. Rainer entschuldigte sich ebenfalls:

„Bitte, Karl, nimm dir so lang eine Zeitung! Ich muß nur rasch die Hände waschen . . . Bin gleich wieder da!“

Aber an der Tür kehrte er nochmals um. Mit zwei

langen Schritten stand er vor Frei und packte ihn fest an den Schultern:

„Mensch, alter Junge! Ich bin ja so glücklich . . . Ich muß es einer Seele sagen! Aber laß meine Frau nichts merken; sie will nicht, daß es jetzt schon jemand weiß. Denk' mal, ich . . . nein meine Frau oder vielmehr wir alle beide, ach was . . . kurz . . . also . . . wir werden ein Baby bekommen!“

Und der besonnene Mann, der Arzt, der dieses merkwürdige Ereignis jeden Tag bei fremden Leuten miterlebte, lachte übers ganze Gesicht, und die Tränen standen ihm in den Augen.

Frei gratulierte. Er fand freundliche Worte, und er schüttelte die Hände seines alten Studiengenossen.

Aber als er allein war, preßte er die Zähne in die Lippen und krampfte die Finger. Etwas würgte ihn im Hals, und etwas in seiner Brust tat sehr weh.

Da trat Hilde ins Zimmer. Sie sah sofort, daß Rainer geplaudert hatte. Sie bot Frei beide Hände und bat:

„Nicht wahr, jetzt verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen vor unserer Reise auswich? Ich wollte ganz sicher sein. Nun hat das Schicksal entschieden, und vielleicht ist es so am besten.“

„Werden . . . müssen Sie denn das Opfer wirklich bringen? Werden Sie es können? Mir scheint, wenn das Kind da ist, dann . . .“

„Dann hat es seine Mutter nötig. Lieber Freund, Sie kennen mein Ideal! Glauben Sie, ich würde mein Kind auch nur eine Stunde lang fremden Händen überlassen? Das Baby braucht die sorgfältige Pflege des Körpers und der heranwachsende Mensch die Seelenpflege der Mutter. Alles, was ich bin, und alles, was ich kann, gehört von nun an dem kleinen Geschöpf, das die heiligsten Rechte auf mich hat.“

Frei küßte fast andachtsvoll ihre Hände: „Wenn das Schicksal gerecht ist, dann wird es Sie in Ihrem Kinde belohnen.“

Und Hilde lächelte in stolzer Zuversicht: „Das wird es, verlassen Sie sich darauf!“

* * *

Dr. Frei kam früher, als mit Saling verabredet war, in das Café. — Er hatte es bei Rainers nicht mehr ausgehalten. Hildes fanatische Auffassung ihrer Mutterpflicht und Frixens Ueberseligkeit schienen ihm gleich unnatürlich. Er erkannte, daß Rainer in dem Kinde den Schutz gegen die künstlerischen Pläne der Mutter sah und daß Hilde mit Gewalt die Künstlerin in sich erwürgte, damit das Weib, die Mutter triumphiere. Vielleicht wurde so das Glück wirklich von den beiden eingefangen und festgehalten. Aber Frei mochte dabei nicht den überflüssigen Zuschauer spielen.

Saling saß schon bei einem Glase Bier. Er hatte Siegel mitgebracht, der in fröhlicher Erwartung der Erfüllung seines Lieblingsplanes ziemlich viel Cognac und sehr wenig Apollinaris trank.

Als Frei, trotz Frixens Verbot, die Kunde aus dem Hause Rainer überbrachte, äußerte sich die Enttäuschung der beiden kleinen Herren in seltsamen Klage tönen.

Sie waren ganz selbstlos; aber beide hatten gehofft, der Kunst, die sie mehr wie sich selbst liebten, eine edle

Jüngerin erzogen zu haben, und sie waren so fest überzeugt, ein erfolgreicher Künstler genieße das höchste irdische Glück, daß sie Hilde mit bitterem Schmerze beklagten.

Die nächsten Monate verliefen sehr ruhig. Hildes körperlicher Zustand erforderte äußerste Schonung. Trotzdem las sie viel mit Saling, sang mit stets gleich großer Freude bei Siegel und arbeitete fleißig Anatomie bei Frei.

Da sie abends früh zu Bett ging, mußte der gesellschaftliche Verkehr auf Nachmittagsbesuche beschränkt bleiben, und das hatte zur Folge, daß die Frauen oft, die Herren selten zu Rainers kamen. Hilde bat die Mütter, ihre Kinder mitzubringen und sie auch hin und wieder mit den Mädchen zu schicken.

Die Kleinen, die sehr bald merkten, daß sie für „Tante Hilde“ wichtige Persönlichkeiten waren, schlossen sich mit der ungestümen Herzlichkeit ihrer Jahre an die junge Frau an. Der kleine Herbert Giese und der ein paar Jahre ältere Rudi Werner wurden Hildes besondere Lieblinge. Rudi war sehr musikalisch. Wenn Hilde ein einfaches Lied sang, so suchte der Kleine die Töne auf dem Klavier und tippte mit seinen kurzen Zeigefingern die Melodie ganz richtig nach. Auch klein Herbert liebte die Musik mit einer Leidenschaft, die älter war als er. Sobald Hilde das Klavier öffnete, wackelte und rutschte das dicke Kerlchen so flink herbei wie möglich, setzte sich auf die Schleppe der Tante und starrte mit großen, ernsthaften Augen zu ihr empor. Ging das Spiel in eine Tanzweise über, dann wiegte der Kleine entzückt den Oberkörper hin und her, vergaß Biskuit und Schokolade und jauchzte in dankbarer Wonne.

Wurden die Kinder gegen Abend fortgebracht, dann saß Hilde oft lange Zeit im Halbdunkel und malte sich Bilder der Zukunft aus, Bilder eines herzigen rosigen Schlingels, der ihre Lieder nachzweitscherte, dem sie die Finger auf den Tasten zurechtrückte und in dessen erwachenden Geist sie später die reiche Ernte ihres Wissens, in dessen Seele sie die seltensten Früchte ihrer Lebenserkenntnis niederlegen würde . . . Und dann sah sie sich als Frau mit grauen Haaren, sah ihren Liebling vor sich knien und wie sie ihm die Stirne küßte, die umkränzt war vom Lorbeer des Sieges, erworben im Kampf mit den edelsten Streitern in Wissenschaft oder Kunst. Neben ihr stand Dr. Frei, der gute, alte Freund, und er neigte sein Haupt in Anerkennung:

„So belohnt Sie das Leben, Frau Hilde, dafür, daß Sie nur Weib sein wollten, als Sie Mutter wurden!“ — — —

Der Winter ging, und der Frühling kam. Noch stand er nicht im Kalender; aber die Erde sehnte sich nach Befreiung, und die Sonne nahm die Erstarrung von ihr. Nun regte sich das Leben!

Fritz Rainer lehnte am Fenster seines Arbeitszimmers und starrte gedankenlos auf die Straße. So stand er schon lange. Manchmal ging er raschen Schrittes quer über den Teppich nach der Türe; dann zögerte er wieder und tastete sich langsam zum Fenster zurück. Er hatte versprochen, geduldig zu warten, bis Frei ihm Nachricht brächte.

Er lauschte nach dem Schlafzimmer — kein Laut! So lag sie wohl in Markose, und Frei und Giese ar-

beiteten mit aller Anspannung ihrer geübten Kräfte, um sein Weib und sein Kind dem Leben zu erhalten.

Es stand schlimm um Hilde. Das Los ihrer Mutter lag auch auf ihr. Frauen, lieblich und schön, aber zu zart gebaut, um der Natur willig zu dienen!

Wie sehr hatte sich Rainer auf sein Kind gefreut! Nun verwünschte er jene Pfingstnacht in Großwerdau, der das neue Menschlein sein Dasein dankte. Es regte sich etwas Feindliches in ihm gegen das kleine Geschöpf, das seiner Mutter die furchtbaren Qualen bereitete, das seiner Mutter den Tod bringen konnte.

Sein Weib, seine Hilde! In dieser Stunde fühlte er, wie sehr er sie liebte. So sehr, daß er ihrem Glück jedes Opfer bringen wollte — auch das eine — das schwerste — die Erfüllung ihres geheimen Wunsches — wenn sie nur lebte — wenn sie nur nicht von ihm ging, das süße, kluge Weib! Er tat ein Gelübde: Wurde Hilde gerettet, dann wollte er selbst als Genesungs-geschenk mit ihr von jener unausgesprochenen Sehnsucht reden und wollte ihr — ja — das wollte er — seine Zustimmung geben. Ihm war, als habe er sich nun eine gute Stimmung des Schicksals erkaufte — nun konnte er ruhiger warten.

Da hörte er eilige Schritte auf dem Gang. Freis Stimme, die nach ihm rief. Er stürzte nach der Türe, riß sie auf — Zur hellerleuchteten Korridor stand Frei, blaß, aber verklärt vor Freude.

„Gerettet! Mutter und Kind gerettet! Hilde geht's ziemlich gut, dem Jungen noch besser . . . Donnerwetter ist das ein Prachtstück . . . Komm, Fritz, komm zu ihr, aber leise, leise!“

Nach ein paar Wochen durfte Hilde zum ersten Mal aufstehen. Sie war noch sehr angegriffen und müde. Auf ihrer Stirn lag ein Schatten; ihr Auge suchte ängstlich in den Mienen ihres Mannes.

Rainer war sehr liebevoll zu ihr. Jede Sorge, jede Aufregung hielt er von ihr fern, nur Zärtlichkeit umgab sie. Trotzdem wollte der Schatten nicht weichen.

Da mochte Fritz nicht länger warten; jetzt schon sollte sie's erfahren, daß er ihren Lieblingswunsch zu erfüllen bereit war. Er setzte sich neben sie auf die Ottomane und nahm ihre schmal gewordenen, kühlen Finger in seine Hand:

„Liebling, du machst so ernste Augen. Willst du mir nicht sagen, was dich quält? Vielleicht weiß ich ein gutes Mittel dagegen, eines, das ganz sicher hilft!“

Hilde schüttelte traurig den Kopf: „Ach nein, Fritz, du kannst mir nicht helfen . . . aber ich . . . ich möchte dich doch etwas fragen. Kann man wirklich gar nichts machen . . . ganz und gar nichts? Muß es mit mir sein . . . wie mit Mama?“

„Aber Herzkind!“ Fritz war tief erschrocken. „Was sind das für Gedanken? Wer hat dir so etwas in den Kopf gesetzt?“

Hilde sah ihn fest an. „Ich habe vorgestern nicht geschlafen, als Frei und Giese mit dir im Nebenzimmer sprachen. Ich habe es ganz deutlich gehört, wie Frei sagte: Es ist nichts zu wollen, Fritz; du mußt sie sehr schonen, sie darf kein Kind mehr haben — es wäre ihr Tod!“

Angstvoll forschten ihre Augen in seinem Gesicht. Er sah ein, daß er ihr die Wahrheit sagen mußte.

„Ja, Herzchen, das ist leider wahr. Aber deshalb wirfst du schon wieder ganz gesund. Der Gefahr kann man ja aus dem Wege gehen. Macht dich denn der Gedanke so traurig? Sieh mal, wir haben nun doch den herzigen Jungen! Mit dem mußt du eben zufrieden sein; er wird dir schon genug zu schaffen machen. Aber Hilde, Hilde, was ist denn das . . .“

Sie hatte das Gesicht in die Kissen vergraben und weinte. Fritz streichelte ihr Haar und redete ihr zärtlich zu. Da beruhigte sie sich etwas, und schließlich gestand sie auf seine dringenden Bitten:

„Ich fürchtete mich so sehr. Vater hat Mutter nur aus diesem Grunde im Herzen verlassen, und wenn du . . .“

Weiter kam sie nicht. Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte sie an sich: „O du geliebtes Dummerchen! Ich bin doch nicht dein Vater . . . Ich hab' dich lieb und werde dich lieb behalten, solange ein Atemzug in mir ist. Soll ich's dir beweisen?“

Und er erzählte von seiner Angst um sie und von seinem Gelübde, daß er ihre Kunstpläne nicht länger hindern, sondern ihr helfen wolle, soviel in seiner Macht stünde.

Hilde hörte zu mit Staunen und Jubel. Dann sprach sie von ihren Kämpfen und ihrer Sehnsucht, von Freis Rat, von Siegel und Saling und am Ende von ihrem festen Entschluß, zu entsagen.

Es gab eine lange Aussprache, die ihre Herzen vereinigete in neugestärkter Liebe.

Die Wärterin brachte den Kleinen, und Hilde gab ihm die Brust.

Rainer sah mit strahlenden Augen auf das schöne Bild. Aber dann fragte er doch noch einmal:

„Hast du es dir genau überlegt, Liebling? Willst du wirklich alles aufgeben um dieses Schlingels willen? Sieh, ich möchte ja nur dein Glück!“

Da neigte sich Hilde mit einem stillen ernsten Mutterblick über das flaumige Köpfcchen ihres Kindes und jagte gläubig:

„Das ist mein Glück!“

* * *

Zweites Buch.

I.

Hilde und Fritz Rainer ordneten gemeinsam den Geburtstagsstisch ihres Jungen. Gerhard wurde heute zehn Jahre alt. Als er seiner Mutter den Morgenkuß gab, sagte er triumphierend: „Siehste, Mutting, nu bin ich schon ein halber Mann!“

„Ein halber, Geri, warum gerade ein halber?“

„Aber, Mutting, Papa sagt doch immer: Wart, bis du tausend Wochen alt bist — dann bist du ein Mann! Ich hab's ausgerechnet, tausend Wochen sind zwanzig Jahre. Heut werd' ich zehn Jahre alt, also die Hälfte, und darum . . .“

„Bist du ein halber Mann! Du hast recht, mein Junge. Aber weißt du, wenn du mit zwanzig Jahren ein ganzer Mann sein willst, dann mußt du jetzt schon tüchtig auf das Ziel losarbeiten. Und ein zehnjähriger Bub, der aufrichtig ist, treu und zuverlässig, der ist schon mehr Mann als ein Erwachsener, der lügt und auf dessen Wort man nicht bauen kann!“

„Baust du auf mein Wort, Mutting?“

„Ich denke wohl, Geri.“

„Gut, Mutti, dann gebe ich dir mein Wort, daß ich aufrichtig, treu und zuverlässig sein will, solange ich lebe.“

Hilde sah in die klaren blauen Augen ihres Knaben, und ein großes Vertrauen für seine Zukunft erfüllte sie. Es steckte ein tüchtiger Kern in dem kleinen herben Schlingel, und in seinem runden Kopf, dem das Lernen so schwer wurde, wohnte die Ehrlichkeit. Noch einmal zog Hilde den Sohn an sich:

„Das ist brav von dir, Bubi, daß du mit diesem Entschluß dein erstes Lebensjahr anfängst, und ich trau' dir's zu, daß die Taten dem Willen folgen werden. Nun geh' nochmal in deine Stube! Papa und ich haben etwas im Gßzimmer zu tun. In fünf Minuten rufen wir dich. Was siehst du mich so an, willst du mir noch etwas jagen?“

Geri schüttelte den Kopf und ging zögernd zur Tür. Plötzlich aber drehte er sich um, stürzte auf seine Mutter zu, drückte sein Gesicht dicht an das ihre und flüsterte:

„Ach, Mutting, ich hab' dich so gräßlich lieb.“

Hilde erzählte ihrem Mann die kleine Szene, während sie Geris Geschenke aufbauten. Frik lachte: „Ja, er ist ein guter Junge, ein warmer, kleiner Mensch! Freilich deine Klugheit und deine Talente hat er nicht geerbt, er schlägt mehr nach dem Vater — Durchschnittsware, aber dauerhaft!“

„Frik! Freu' dich, daß ich alle Hände voll habe, sonst . . .“

„Was sonst?“ Rainer schlang den Arm um Hildes Taille und sah ihr zärtlich in die Augen. „Was sonst? Deine lieben Hände können ja gar nicht anders als wohl tun! Mir machst du nicht bange. Ich kenne dich, ich weiß, wie du bist. Du kannst nicht wehtun, nur wohl. Und verwöhnen! Himmel, hat der Junge einen Geburtstagstisch, wie ein Prinz! Du, ist das nicht ein bißchen viel?“

„Meine Geschenke sind nicht zu viel! Wer mußte noch eine Festung kaufen, fünf Schachteln Soldaten und eine Uniform? Was sind dagegen meine Bücher und dies bescheidene Körbchen? Du treibst illoyale Konkurrenz!“

Rainer deutete lächelnd auf das Körbchen, auf dessen weichen Kissen ein vierteljähriges langhaariges Dachs-hündchen und ein ebenso altes schneeweißes Angora-kätzchen friedlich nebeneinander saßen. „Dagegen kommt doch nichts auf! Aber nun rufe den Jungen!“

Hilde öffnete die Tür und fand das aufgeregte Geburtstagskind bereits auf dem Korridor harrend. Sie band ihm ihr Taschentuch um die Augen und führte es an ihrer Hand vor seinen Gabentisch. Rainer freute sich jedes Jahr auf diesen Anblick. Er fand ihn so bedeutungsvoll für Hildes Auffassung ihrer mütterlichen Pflichten und Rechte. Ihm fiel die Aufgabe zu, seinem Jungen die Binde von den Augen zu nehmen, und er tat dies auch jedesmal mit einer gewissen Feierlichkeit.

Geri schrie auf vor Entzücken, als er auf dem mit Blumen geschmückten Tisch die Erfüllung seiner geheimsten, brennendsten Wünsche sah. Er wußte nicht, was er zuerst anfassen sollte. Seine Rechte glitt über die zierlichen Köpfe der Tiere, seine Linke griff nach der Uniform, und seine Augen hingen an der mit Sol-

daten reich besetzten, mit Kanonen wohlbesetzten Festung. Die Eltern, die sich in stummer Freude an den Händen hielten, schien er vergessen zu haben. Dann plötzlich besann er sich auf die Geber der Herrlichkeiten, und mit einem Ungeßüm, dem Hilde kaum standhalten konnte, umarmte, drückte und küßte er Vater und Mutter.

Rainer, dessen Wartezimmer sich schon zu füllen begann, drängte zum Frühstück. Aber Geri konnte sich noch nicht losreißen. Erst als der Vater versprach, weil es Sonntag war und die Nachmittagsprechstunde ausfiel, nach Tisch eine Stunde lang die Festung gegen die feindlichen Truppen unter Geris Kommando verteidigen zu wollen, entschloß er sich, seinen Milchkaffee nebst mindestens drei Stück Kuchen in Angriff zu nehmen. Zu dieser Tätigkeit schmückte er sich würdig mit Waffensrock, Helm und Säbel.

„Ich denke,“ sagte Hilde, die mit heimlichem Entzücken ihren schmucken Krieger betrachtete, „wir feiern den Geburtstag wie immer. Auf nachmittags drei Uhr laden wir Herbert und Vona Giese und Rudi Werner zu Spiel und Schokolade. Zum Fünfuhrtee kommen die Mütter und später die Väter. Wenn die Kinder im Bett sind, feiern wir.“

Rainer nickte: „Mir ist's recht so . . . Na, und dir, Geri, wohl auch?“

„Ja, aber Tante Vona und Vottchen müssen auch dabei sein!“

„Tante Vona wird selbstverständlich eingeladen, und wenn sie Vottchen mitbringen will, habe ich nichts dagegen. Aber was willst du mit dem zweijährigen Baby anfangen, Geri?“

Der Junge wurde ein wenig rot: „Vottchen kann so herzlich lachen, gerade wie Tante Vona. Und dann hat auch Vona was zu tun!“

„Aha, so läuft der Hase!“ Rainer schlug seinem Sohn fröhlich auf die Schulter. „Vona soll kalt gestellt werden, pfui, wie ungalant, Geri! Na, die Mama mag entscheiden! Liebling, du telefonierst wohl gleich, damit sich die andern darnach richten können! Meine Patienten warten nicht mehr.“

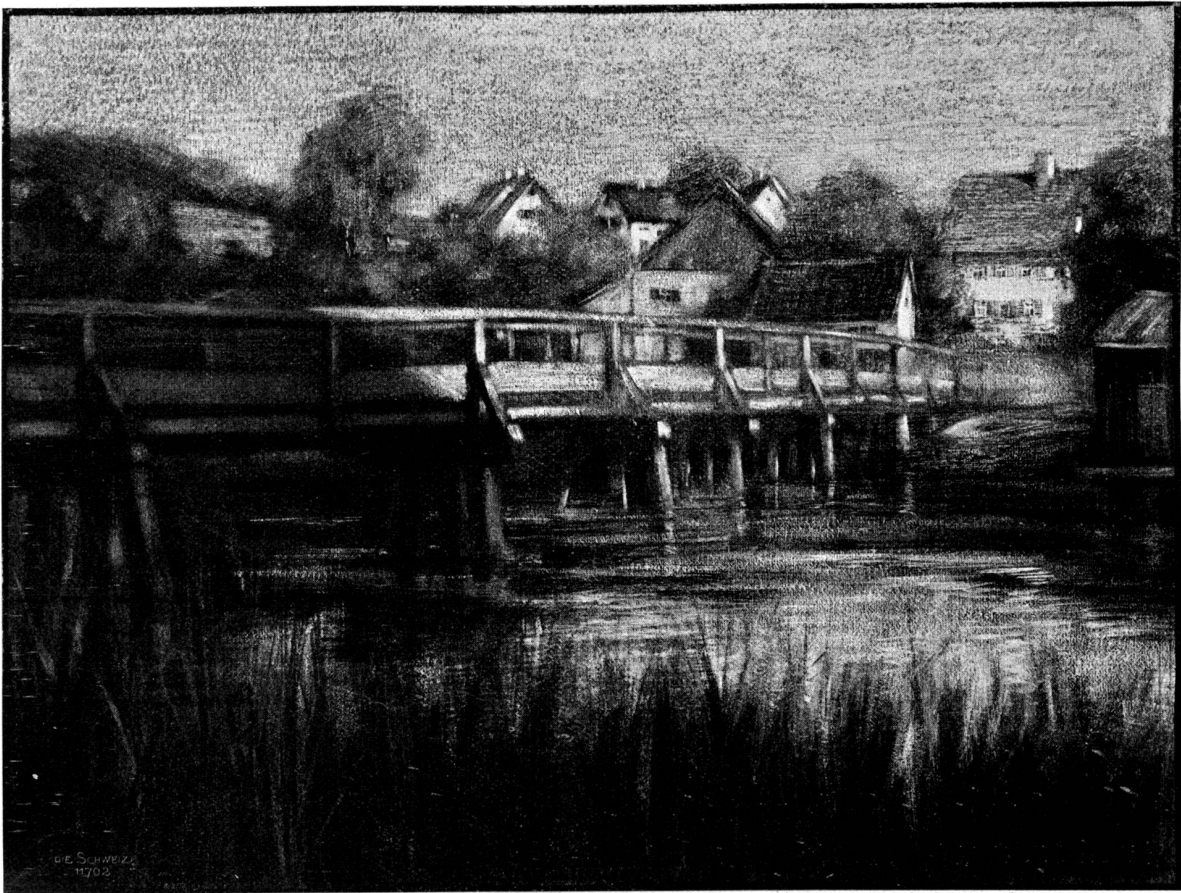
Hilde folgte ihrem Mann, als er das Zimmer verließ. Draußen sagte sie: „Soll ich nicht Geri erlauben, daß er sich ein paar Schulkameraden einladet? Die Kinder sind so verschieden im Alter.“

Rainer besann sich. „Nein,“ sagte er dann, „ich mag keine Aenderung einführen. Herbert, Vona, Rudi und Vottchen sind die Kinder unserer besten Freunde. Ich will, daß der Junge mit ihnen auskommen lernt. Das kann ihm ein Halt sein fürs ganze Leben. Und gerade, daß die Kinder verschieden sind in Alter, Charakter und Anlage halte ich für gut. Sie sollen sich aneinander abschleifen, das Fremde ertragen lernen und sich durch das Gemeinsame verbunden fühlen. Es steckt ja kein schädlich-unreiner Geist unter ihnen.“

„Nein,“ sagte Hilde, „es sind sogar sehr begabte und sehr gute Kinder. Gerhard kann nur von ihnen lernen. Mir ist es lieb, wenn's beim Alten bleibt.“

„Das wußt' ich ja!“ Rainer gab seiner Frau die Hand. „Nur kein neues Element in diesen Kreis einbringen lassen! Auf Wiedersehen, mein Lieb!“

Eine halbe Stunde später war alles geordnet. Die Freunde hatten zugesagt; die Köchin versprach großmütig,



Partie aus Grafrath an der Amper (Oberbayern) Nach Kohlenzeichnung von Hans Meyer-Cassel.

ihren freien Sonntagabend aufzugeben, und begann sofort mit den Vorbereitungen zu einer ihrer unübertrefflichen kalten Speisen. Wenn Herr Dr. Giese erwartet wurde, strengte sie sich immer besonders an. Auch das Zimmermädchen machte sich alsogleich an Gläserschrank und Silberkasten zu schaffen. Hilde durfte ruhig mit einer

Handarbeit im Wohnzimmer sitzen; die guten Geister ihres Hauses waren in Tätigkeit. Geri spielte mit seiner Festung, wenn er nicht das Hündchen und das Käzchen streichelte, die zusammengerollt und fest aneinandergeschmiegt ein tüchtiges Milchbrockenfrühstück verdauten. (Fortsetzung folgt).

Ankergrund.

Nachdruck verboten.

Von Victor Hardung, St. Gallen.

Der Sund in weichen Schwaden lag,
 Ans Ufer stieg der junge Tag
 Zu Minarets und Mauerringen,
 Wo rote Seidenfahnen hingen,
 Von schwarzen Wimpeln überflogen
 An silbernen Schnüren zerrten und zogen,
 Sich träge hauchten, wieder schwer
 Zum Maste sanken und dem Meer
 Aufs neu den Glanz von Paradiesen,
 Halbmond und Stern auf Purpur wiesen.

Von Gallerien und Türmen schwoll
 Die Botschaft weit, und Echo quoll
 Und sank zu goldgetränkter Ferne:
 Der Herr des Mondes und der Sterne
 Bestimmt der Sphären ewigen Lauf,

Und seine Weisheit hört nicht auf.
 Er weiß, warum uns Kampf und Streit
 Bedräng in dieser Zeitlichkeit;
 Dem einen gibt er Haß und Hohn,
 Dem anderen einen hohen Thron;
 Gibt einem jeden soviel Tag,
 Daß er sein Leben tragen mag;
 Er läßt uns kommen, stehn und sterben,
 Damit wir die Verheißung erben
 Und Glück so laut und Glück so still,
 Wie jede Seele ihres will.
 Nach Allahs Ratschluß ist zur Nacht
 Der Sultan Bajasid erwacht
 In Mahmuds Schoß am ewigen Thron
 Und läßt uns Murad, seinen Sohn.